

Das Scheusal [Fortsetzung]

Autor(en): **T.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **2 (1934)**

Heft 1

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-566821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

um so mißgünstiger, neidischer und rachsüchtiger gestalten sich die menschlichen Beziehungen. Selbst normale, großzügige Menschen müssen ohne weiteres zugeben, daß, wo niemand geschädigt wird, wo nicht gerade direkt ein öffentliches Aergernis auftritt, von einer Gefährdung der Sittlichkeit nicht gesprochen werden kann, und sehen, geben zu, daß viele der Andersgearteten recht brav und anständig durch's Leben gehen und ihren Posten ausfüllen.

Daß aber ein solches Vergehen, das sich aus voller Natürlichkeit ergibt, als Verbrechen angesehen wird, da die Gesetze danach gemacht sind, daß daraus eine unmittelbare Rechtsverletzung entsteht, deren Bestrafung das Volk verlangt, weil ihr Sittlichkeitsgefühl auf das Größlichste beleidigt ist, das geht über eine objektive Betrachtung; denn nur selten, oder dann nur aus nicht gerade edlen Motiven kommt ein solches Delikt zur Anklage durch eine Privatperson. Es muß zwar zugegeben werden, daß es auch sehr viele Sittlichkeitsfanatiker gibt, daß die Tendenz des Staates ist, in viele Dinge privatester, ja intimster Art sich einzumischen, die lange nicht die Mehrheit des Volkes gutheißt. Das sehen wir auch an den Meinungen, die anläßlich der Debatten über das neue eidgen. Strafgesetzbuch aufgetreten sind und die sich auch in der Verschiedenartigkeit der kantonalen Gesetze widerspiegeln. — Der Grund betreffend die Bestrafung im Interesse des allgemeinen Wohles will ich besonders im Hinblick auf die Gefahr rechtfertigen, die in der physischen und psychischen Schädigung der Personen besteht, die untereinander die „widernatürliche Unzucht“ begehen: Ersterben des Schamgefühls, Verlust des sittlichen Haltes, allgemeine Immoralität. „In dem Maße“, sagt der bekannte Strafrechtslehrer Feuerbach, „indem die sittliche Schwäche zunimmt, macht sich der Homosexuelle untüchtig für die Zwecke des Staates. Darum liegt es in seinem Interesse, schon den Keim durch Strafmaßnahmen zu ersticken“. Unter den physischen Schädigungen wird vor allem die Neurasthenie aufgezählt, ferner die Anbahnung der „Konträrsexualität“, insofern als sowohl aus Gesunden wie auch aus Lasterhaften bei perverser Homosexualität die Konträrsexualität auftritt. Es ist also einer der Hauptgründe dieser Strafgesetziparagraphen, daß sie sich mit Nachdruck für die Verführten und für die Verführungsgefahr einsetzen. Der Staat müsse die Mittel gebrauchen, die ihm zu Gebote stehen und durch Aufstellung der Strafbestimmungen zu verhüten suchen, daß gesunde Menschen physisch und psychisch verderbt werden. Wäre die Krafft-Ebing'sche Theorie von der Vererbung der Homosexualität zutreffend, so müßte ihre Verbreitung von Generation zu Generation steigen. Sie erweist sich als unhaltbar; denn nur in ganz wenigen Ausnahmefällen ist die Konträrsexualität vererbt. Was tatsächlich von Geburt an da ist, ist nicht die homosexuelle Anlage, wohl aber die Neigung, die mit den Talenten eines Menschen verglichen werden kann. Ob sie zur Auslösung kommt, ist eine Sache der Umstände. Es gibt musikalisch sehr begabte Leute, denen es nie vergönnt war, sich einer Musikbetätigung zu widmen. Daß der homosexuelle Verkehr eine Gefahr für die ganze Umgebung sei, daß man sie sogar als Seuche zu betrachten habe, scheint mir durchaus übertrieben. Für den normalen Menschen ist die Gefahr ausgeschlossen und für indifferente Charaktere, in denen diese Naturanlage latent steckt, wird sie auch durch Paragraphen nicht aus der Welt geschafft; das haben die Scheiterhaufen, die Enthauptungen und all die Zuchthausstrafen nicht vermocht.

* * *

Zwei Freunde.

Ein kalter, heller, weißer Wintertag.
Der Schnee auf allen Wegen glitzernd lag.
Bekränzt' und florbelegt, zur Gruft getragen,
Wird feierlich ein Sarg, wo Schaufeln ragen.
Es läuten Glocken. Augen sind voll Tränen.
Manch Herz quält Gram, quält Sorge, Neid und Sehnen.
Gebet. Gesang. Dann hat die Erde wieder,
Was sie gebahr. Im Frühling wird der Flieder
Am Hügel blüh'n, wo unter Busch und Stein
Zwei Freunde gingen in den Frieden ein.

Aus „Zwei Freunde, Roman in Romanzen“,
von Eduard Oskar Püttmann.

Das Scheusal

2

(Von Titus B)

(Fortsetzung)

Zürich. Im Hotel St. Gotthard stiegen unsere Freunde ab. Es war ein sonniger, glücklicher Tag als sie ankamen. Noch glücklicher strahlte das hohe, helle Licht der Liebe aus ihren Augen.

Karl Heinz mit seinem dunklen Teint, tief-schwarzen Augen, eben solchem Haar und wundervollem, geschmeidigen Wuchs, erfreute sich bald allgemeiner Beliebtheit, währenddem Hans Jürgen, mit seinen dichten, blonden Locken, blauen Augen und athletischen Gestalt, der erklärte Liebling der Damen wurde.

Daß sich beide um niemand kümmerten und nur ineinander aufzugehen schienen, erhöhte noch den Reiz des Nimbus, den man um beide wob.

Unsere Freunde konnte man fast täglich im Bellevoirpark oder am Alpenquai, dessen hervorragende Gartenarchitektur sie immer wieder anzog, Hand in Hand spazieren sehen. Ihren Tee nahmen sie immer im „Café Promenade“ ein, einem bestgeführten Klublokal. Da waren sie unter ihresgleichen, die auch Verfolgung und Schande erlitten um ihres Daseins willen.

Es war wie ein Segen, wenn beide das Lokal betraten und mit leuchtenden Augen nach allen Seiten freundlich grüßten und manch armes, verzweifelt Herz faßte wieder Mut und Gottvertrauen. Es gab doch noch eine Liebe.

Der muntere, freundliche Gastgeber, sorgte mit großem Eifer dafür, daß sich seine Gäste wohlfühlen mußten und für unsere Freunde schien er besonders viel übrig zu haben.

* * *

Karl Heinz war trotz allem Glück manchmal voll tiefer Sorgen um seinen Vater. Karl war von zu Hause fort, ohne einen Brief oder eine sonstige Erklärung zu hinterlassen und das drückte ihn furchtbar. Obwohl sein Vater hart und streng war, hing er doch an ihm, denn eine Mutter oder Geschwister hatte er nicht. Er äußerte seine Bedenken eines Tages Hans gegenüber.

Hans Jürgen schaute eine zeitlang gedankenvoll vor sich hin und erklärte dann: „Schau mal, Karl, wenn Du schreibst, dann weiß Dr. Arnet sofort wo wir sind, und was das bedeutet, weißt Du selber.“

„Ja, ich weiß es, gut ich schreibe nicht, aber dieses Scheusal soll mir nicht unter die Finger kommen, ich mache „Mus“ aus ihm!“

Hans Jürgen lächelte rücksichtsvoll.

„Ich glaube gerne, daß Du das tun würdest, aber erst können, ich habe ihm hundert Mal den Tod gewünscht, aber seine Augen sind mächtiger. Manche Nacht habe ich wach gelegen, habe an meine Mutter gedacht, ob sie wohl noch lebt? — dachte an meinen Vater, ob er wohl bald kommt? und immer wenn ich daran dachte, sah ich plötzlich die Augen von Dr. Arnet — o, diese Augen — ich glaube, wenn man ihm die Augen nähme, hätte er nicht mehr Macht, als eine hässliche Kröte!“

Karl Heinz schüttelte sich.

„Pfui Deibel — so was — na, er soll kommen, Dich darf er nicht mehr ansehen, sonst mache ich ihn wirklich kaputt — mausetot, jawohl!“

„Nun, das wollen wir auf später verlegen“, lächelte Hans Jürgen wieder munter, „ich schlage vor, wir gehen segeln.“

„Gehen wir halt segeln“, brummte Karl Heinz.

III.

Währenddem trug sich in Köln eine seltsame Sache zu. Dr. Arnet hatte Hans Jürgen vermißt, aber seltsamer Weise keine Anzeige eingebracht.

Jetzt saß er in einem Klubfauteuil zusammengesunken, eine kleine häßliche Gestalt mit langen Spinnarmen. Ein hoher Gelehrtenkopf, dessen mächtige Stirn ein paar in faszinierendem Glanze leuchtende Augen beschattete, vervollständigte den Eindruck des Unheimlichen und Häßlichen.

Dr. Arnet war Indienforscher und galt als eine Kapazität auf diesem Gebiet.

Dr. Arnet hatte das Leben ausschweifend genossen. Frauen, Mädchen, ja Kinder hatte er unglücklich gemacht. Gegen naturgemäße Folgen hatte er eine tiefstehende Frau gewonnen, zu der er seine Opfer, zwecks unerlaubter Eingriffe, brachte.

Seit Jahren hatte Dr. Arnet, der Frauen überdrüssig, seine perversen Ausschweifungen an jungen Bur-schen befriedigt.

Hans Jürgen trat erst vor einem Jahr in sein Leben und dieses abgestumpfte, perverse Individuum Dr. Arnet, verwandte die unerlaubtesten wie fürchterlichen Mittel der Hypnose, um Hans Jürgen gefügig zu machen. Daß sich Hans Jürgen dagegen sträubte, war selbstverständlich. Dr. Arnet war jedoch der Vormund und wußte durch Drohungen ihn so einzuschüchtern, daß derselbe schwieg.

Er war seines Besitzes immer so sicher gewesen, daß es ihn jetzt völlig niederwarf, als er einsehen mußte, daß er falsch gerechnet hatte.

Mit einem Entschluß stand er auf, läutete seinem Diener und befahl seine Reisetasche zu packen. Er wollte Hans Jürgen suchen, so schnell gab er ihn nicht auf. Nein und dreimal nein — sollte er denn damals in Kalkutta — Caemerer, den Vater von Hans Jürgen umsonst... — Mit wollüstiger Begierde führte er das Bild aus dem Dschungel vor sein geistiges Auge. Es war auf der Tigerjagd. Dr. Arnet sah gerade wie sein „Freund“ anlegte um auf eine Wildkatze zu schießen — als Dr. Arnet das Gewehr hochriß, kurz

zielte und abdrückte. Die Wildkatze erbost und aufgeregert sprang auf den umsinkenden Caemerer. Dr. Arnet flüchtete nach seiner ruchlosen Mordtat. Er sah nicht, daß im selben Augenblick, wo der Tiger sprang, ein Eingeborener denselben mit einem Speer ins Herz traf und daß derselbe Eingeborene, Caemerer, der von der Kugel des Scheusal's schwer getroffen war, forttrug.

Dr. Arnet hatte ihn schon vorher zu bewegen gewußt, daß Caemerer ihn für den Fall des Todes zum Vormund und Vermögensverwalter von Hans Jürgen einsetzte.

So weit in seinen Gedankengängen gekommen, meldete der Diener, Oktav Hauf, den Vater von Karl Heinz.

Dr. Arnet fuhr herum, als hätte ihn eine Natter gebissen, den Körper zusammengezogen starrte er dem Eintretenden entgegen.

Dieser, ein hochgewachsener Mann, ungefähr fünfzig Jahre alt, trat ohne Begrüßung vor das Scheusal und mit unverkennbarer Drohung in der Stimme fragte er: „Arnet, ich bin gekommen meinen Sohn zu holen — wo ist Karl Heinz?!“

Dr. Arnet, der scheinbar etwas anderes erwartet hatte, seufzte erleichtert: Karl Heinz? Wie soll ich das wissen?“

„Hund — Du weißt wo er ist, und wenn Du es nicht sofort sagst, schlage ich Dich nieder!“

„Das kannst Du tun“, meinte Dr. Arnet trocken, „aber ich weiß es wirklich nicht, wo er ist, auch Hans Jürgen ist spurlos verschwunden, ich bin auf dem Wege ihn zu suchen!“

„Hans Jürgen auch fort“, stöhnte Oktav Hauf, „wie ist das möglich?“

„Da fragst Du mich zu viel, vielleicht fährst Du mit mir, dann finden wir bestimmt beide.“

„Du meinst doch nicht, daß die zwei? —“

„Natürlich meine ich das!“ Dr. Arnet kicherte boshaft, — „sogar noch mehr, die zwei sind ineinander verliebt! Ha, ha, ha!“

„Schweig Du Kerl“, brüllte Oktav Hauf, „mein Sohn und so was — es ist nicht wahr!“

„Ueberzeug Dich selbst! Hier das habe ich gefunden.“ Mit diesen Worten überreichte das Scheusal ihm einen Brief, den Karl Heinz an Hans Jürgen geschrieben hatte und die höchsten Liebesbeteuerungen enthielt.

Mit einem dunklen Kehllaut sank Oktav Hauf auf einen Stuhl nieder, sein schneeweißes Gesicht hob er zu Dr. Arnet und bat mit gepreßter Stimme:

„Arnet Du hast schuftig an mir gehandelt — alles kannst Du wieder gut machen, wenn Du mir hilfst, Karl Heinz zu finden.“

„Will ich, will ich“, lachte das Scheusal, „ich will doch auch mein Schäfchen wieder haben. Sei um 18 Uhr am Hauptbahnhof, wir fahren zuerst nach Salzburg!“

Und die zwei Männer, so im Grunde verschieden, gaben sich die Hände, der eine von Angst, der andere von Gier getrieben.

Fortsetzung folgt.